

ILONA BANNISTER

FIVE **DAS TICKEN** **DER ZEIT**

ROMAN

Aus dem Englischen
von Claudia Max

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
FIVE bei Juniper, einem Imprint von HarperCollins, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**

1. Auflage August 2026

Deutsche Erstausgabe August 2026

© Ilona Bannister 2026

© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG

Landsberger Straße 346, 80687 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Redaktion: Tina Arnold

Covergestaltung: Carola Bambach,

Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH

nach der Idee von Jack Smyth

Coverabbildung: Collage unter Verwendung

von Motiven von Shutterstock.com

Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-56680-0

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de

Für Tim, Leo und Rex, immer, alles.

ABFAHRT	ZIEL	EINFAHRT
7:06	LONDON VICTORIA	IN 5 MIN
SOUTH LONDON SERVICE • 8 WAGEN		
7:13	BEDFORD	IN 12 MIN

7:01

Heute Morgen, hier, in diesem Vorortbahnhof, wird jemand sterben. Und zwar innerhalb der nächsten fünf Minuten, wenn der 7:06-Zug Richtung Victoria Station einfährt.

Vier andere sind bereits hier gestorben. 1861 ein Alkoholiker, der völlig von Sinnen um seine tote Frau und sein totes Kind trauerte. 1923 ein traumatisierter Veteran aus dem Ersten Weltkrieg, in dessen Kopf bis zu seinem letzten Atemzug Bomben explodierten. 1972 ein unverheiratetes schwangeres junges Mädchen, das von den Eltern vor die Tür gesetzt worden war. 1994 ein Blindenführhund, der sein Leben opferte, um seinen Besitzer zu retten, der im falschen Moment gefährlich dicht am Gleis gestolpert war.

Zumindest zwei dieser Todesfälle waren Zufall, einer war beabsichtigt, einer schien beabsichtigt, war es aber nicht, doch darauf kann hier nicht näher eingegangen werden, denn bis zur Einfahrt des Zuges bleiben uns nur noch wenige Minuten. Es gibt noch eine Menge zu besprechen. Und dann werden wir Zeugen des fünften Todesfalls werden, der vielleicht beabsichtigt war, vielleicht auch nicht. Es wird schwer zu beurteilen sein, wenn es schließlich passiert.

Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit jetzt auf die Treppe, die zum Bahnsteig hinunterführt. Ein kleiner Junge reißt sich von seiner Mutter los. Er schreit. Er rennt auf das Gleis zu.

Bei einem Blick über die Schulter sieht er seine erschrockene Mutter hinter sich herlaufen. Lachend saust er auf die Bahnsteigkante zu und dreht sich zu seiner Mutter um, die Schienen im Rücken. Er merkt nicht, dass seine Ferse schon hinter der gelben Markierung ist. Und selbst wenn er es bemerkt, ist er noch zu klein, um zu verstehen, wovor die gelbe Linie warnt: dass der nächste Schritt rückwärts einer zu viel wäre.

Er tritt noch einen Schritt zurück.

Und verliert das Gleichgewicht, der Boden unter ihm verschwimmt. Er sieht zu seiner Mutter. Kurz bevor er fällt, treffen sich ihre Blicke, und er sieht etwas in ihren Augen, das er noch nicht benennen kann. Es ist weder Zorn noch Angst.

Es ist ein Zögern. *Wenn ich ihn verlieren würde, wäre alles einfacher*, ist der Gedanke, der ihr für den Bruchteil eines Augenblicks durch den Kopf schießt, in einem winzigen Partikel Zeit, 39 Hundertstelsekunden, um genau zu sein.

Halten Sie hier kurz inne.

Bitte verurteilen Sie die Mutter nicht für diesen Gedanken, denn jede Mutter kennt so etwas. Solche Gedanken tauchen auf, ohne dass man etwas dagegen tun kann. Manchmal kommen sie, weil sie das genaue Gegenteil dessen sind, was die Mutter tatsächlich denkt. Ihr besorgtes, erschöpftes Gehirn spielt ein finsternes Spiel mit ihr. Es lässt die Mutter glauben, dass sie Dinge sagen und tun wird, die sie nie im Leben sagen oder tun würde.

Selbst wenn sie es jedes Mal denkt, wenn sie mit dem schreienden Säugling im Arm am Fenster vorbeigeht und ihr Spiegelbild darin sieht, will keine Mutter ihr Kind

ernsthaft aus dem Fenster im dritten Stock werfen. Selbst wenn ihr der Gedanke jedes Mal durch den Kopf schießt, wenn sie an einer Bushaltestelle steht und ihr Kleinkind brüllend in seinem Sitzgurt zappelt, will keine Mutter ernsthaft den Kinderwagen vor den Bus stoßen.

Da das Gehirn einer Mutter weiß, wie sehr sie ihr Kind liebt, martert es sie mit ihrer Liebe, stellt diese Liebe auf den Kopf, mit quälenden Gedanken an Dinge, die sie niemals tun würde und die ihrem Kind niemals zustoßen werden. Daher, bitte, denken Sie nicht schlecht von dieser Mutter, nur weil sie einen Moment lang einen solchen Gedanken hegt.

Es sind eher ihre nächsten Überlegungen, die Sie beunruhigen sollten. *Wenn er hinunterfällt, wird man von einem schrecklichen Unglück sprechen*, denkt sie, ihr nächster Schritt ist kaum merklich langsamer als der zuvor.

Man wird es für einen Unfall halten, denkt sie, als sie die Hand ausstreckt, ihn aber nicht zu fassen bekommt.

»He!«, ruft ein Mann, der auf dem Bahnsteig steht, um 7:01 Uhr und 17 Sekunden. Er ist Geschäftsmann. Ein Bild von einem Mann. Ein Macho. Ein verheirateter Mann, ein Familienmann. Ein Selfmademan. *Whatta man, whatta man, whatta man, whatta migh-*

»He!«, ruft der Mann, rennt auf die Mutter zu und packt sie am Ellbogen, damit sie nicht das Gleichgewicht verliert, als sie ihren Sohn an den Jackenärmeln zurückreißt. Der Mann zieht Mutter und Kind von der Bahnsteigkante weg. »Vorsicht«, sagt er.

Der Junge, Gideon, erwidert nichts. Emma, seine Mutter, denkt, *Fuck*, und fragt leise: »Was willst du hier?« Blickkontakt vermeidend und außer Atem legt sie schüt-

zend den Arm um die Schultern ihres Sohnes, mit der anderen Hand rückt sie ihre Tasche zurecht. Sie bückt sich, um Gideon auf die Hüfte zu nehmen. Es ist schwierig, weil sie beide dicke Jacken tragen und er mit seinen sechs Jahren eigentlich schon zu groß dafür ist. Die Haut ihrer Fingerknöchel ist rissig und blutet von der kalten grauen Morgenluft. Von der Mutterarbeit, die sie leistet. Sie trägt keine Handschuhe.

»Warum bist du hier?«, wiederholt Emma leise und eindringlich, während Gideon ihr die Mütze vom Kopf zerrt und sie mit einem Schrei auf den Boden schleudert. Er tritt um sich. Sie lässt ihn hinunter, hält ihn aber fest am Arm gepackt. »Gideon«, presst sie scharf durch zusammengebissene Zähne hervor.

»Ich heb sie auf«, sagt der Mann und bückt sich nach der Mütze. »Einer dieser Morgen, oder?«, fragt er mit einem freundlichen Lächeln und zuckt mit den Schultern, als er Emma die Mütze reicht.

Emma gibt keine Antwort. Er redet mit ihr, als wären sie Freunde oder Kollegen, die sich gut verstehen – und nicht einer der Sargnagel des anderen. Wie viel einfacher und besser wäre ihr Leben gewesen, wenn sie diesem Mann nie begegnet wäre, wenn sie ihn nie kennengelernt hätte.

»Bist du mir gefolgt?«, fragt sie.

»Soll ich mal mit ihm reden?«, fragt der Geschäftsmann leiser, ohne auf ihre Frage einzugehen. »Und dem Bengel klarmachen, dass er nicht so frech zu seiner Mutter sein soll ...«

Emma nimmt ihre Mütze und schaut dem Mann kurz in die Augen. »Nein. Ich versuche, zu tun, was du willst, aber ich brauche Zeit.«

Der Geschäftsmann tritt einen Schritt zurück. »Nein, vergiss das mit gestern. Hör mir einfach zu«, sagt er. »Und du«, er geht in die Knie, um mit Gideon auf Augenhöhe zu sein, »kriegst dich jetzt ein und hörst auf, deine Mutter zu nerven.« Als er sich wieder aufrichtet, sagt er zu Emma: »Er ist wie meine anderen, einfach sehr lebhaft.«

Allerdings ist Gideon ganz und gar nicht wie die »anderen«, die anderen sechs Kinder des Geschäftsmannes. Die beiden kleinsten sind Jungs, ein wenig älter als Gideon, das Resultat seiner dritten Ehe mit einer wesentlich jüngeren Frau, die die Kinder ungefähr zwanzig Minuten nach dem Todesfall in ihrem funkelneuen Mercedes-Geländewagen zur Schule fahren wird. Sie sind wohlgezogen und rosig, und wenn die junge Frau sie absetzt, wird sie ihnen versichern, dass sie sie lieb hat. Danach wird sie weiterfahren und ihren Tag mit Pilates beginnen, später trifft sich die Eltern-Lehrer-Initiative wegen einer Spendenaktion, anschließend wird sie mit dem Hund rausgehen und online shoppen, bevor sie die Jungen nach der Schule vom Fußball oder der Theatergruppe oder vom Wie-wirst-du-genauso-ein-Arschloch-wie-dein-reicher-Vater-Training abholt. Emma würde seiner Frau gern sagen, sie soll zur Hölle fahren und krepieren. Sie würde gern all diesen Ehefrauen sagen, dass sie zur Hölle fahren und krepieren sollen.

Sie hat keine Lust mehr, mit ihm zu reden, sie will nicht, dass er sie und ihren Sohn weiter mustert und seine Schlüsse zieht.

»Ich denke mir was aus, wie ich das mit deinem Bruder hinkriege«, erklärt sie dem Geschäftsmann. »Aber ich kann jetzt nicht darüber reden.«

Emma wendet sich abrupt ab und geht mit Gideon zu einer Bank ein Stück weiter den Bahnsteig hinunter. Es ist ihr egal, ob der Geschäftsmann sie für eine Zicke hält. Ihr Wortwechsel hat 27 Sekunden gedauert.

Zicke, denkt der Geschäftsmann 16 Hundertstelsekunden lang, als Emma und ihr Sohn den Bahnsteig hinunterlaufen. Wie soll er nun vorgehen? Emma ist unberechenbar, aber er hat gehofft, dass sie sich in der Öffentlichkeit zusammennimmt. Er hat ihr gestern Angst gemacht. Das hätte er nicht tun sollen. Sie soll doch bloß die Sache mit seinem Bruder für ihn ins Lot bringen, sodass sie dann gemeinsam ihr gesamtes Geld in das Start-up stecken können, in das er heute investieren wird – ein Projekt mit dem Potenzial, weltweit Leben zu retten. Und dann, wenn sie erst so richtig Geld scheffeln, werden sie diese ganzen Unstimmigkeiten vergessen. Ganz einfach. Geld bringt alles in Ordnung. Emmas Reaktion irritiert den Geschäftsmann, normalerweise hören die Frauen ihm zu. Normalerweise lieben ihn die Frauen. Na gut, vielleicht nicht alle Frauen.

Die schlanke ältere weiße Frau mit kurzen weißen Haaren, die Emma und ihn gerade beobachtet, würde ihn zum Beispiel garantiert nicht lieben, wenn sie seine Bekanntschaft machen würde. Da er mit ihrer Altersgruppe nicht viel anfangen kann und nur Frauen zur Kenntnis nimmt, die er auch vögeln würde, hat er sie bislang nicht bemerkt. Das ist auch ganz gut so, denn die ältere Frau, Mrs Worth, möchte nicht bemerkt werden. Und gevögelt werden will sie schon gar nicht. Nicht an diesem Morgen. Sie steht in ihrem langen schwarzen Mantel, den Kragen gegen den Wind hochgeschlagen, am Ende des Bahn-

steigs, wo ein Schild warnt: KEIN ZUGANG FÜR UNBEFUGTE.

Während der 27 Sekunden, in denen der Geschäftsmann und Emma miteinander reden, hat sich Mrs Worth verstohlen eine Zigarette angezündet. Sie weiß sich unbeobachtet, es ist früh am Morgen, und was alte Frauen tun, interessiert sowieso niemanden. Und falls doch, ist ihr das verdammt egal. Sie ist nervös. Es ist ein wichtiger Tag.

Mrs Worth zieht noch einmal an ihrer Zigarette und genießt es, Emma kritisch zu mustern, die nun auf einer Bank sitzt und hektisch Dinge aus ihrer Tasche holt, als suche sie etwas.

Emmas Haut verrät jedes ihrer Gefühle. Vor Wut und Verlegenheit bilden sich rote Flecken auf ihrem Hals, als sie die Sachen in ihre Tasche zurückwirft, ihre Jackentaschen leert und flucht, weil sie ihr Handy nicht findet. Mrs Worth bemerkt das kleine Pflaster auf Emmas Augenbraue. Früher hatte Emma einen golden schimmernden Teint, strahlende Augen und beneidenswerte lange blonde Haare. Doch Gideons schwere Geburt und das aufreibende Leben danach haben sie so viel Kraft gekostet, dass ihre Augen das Strahlen verloren haben und ihre Haare von Gold zu Aschblond verblasst sind. Ihr Teint hat das fahle Gelblichweiß von Postamt-Wänden. Nur wenn sie Scham empfindet oder befangen ist, verschwindet die Blässe, und unter ihrer durchscheinenden Haut pulsieren rote Flecken, wie Neonreklamen in Las Vegas.

Meine Güte, denkt Mrs Worth, als sie Emma beobachtet, und meint damit nicht nur sie, sondern auch alle anderen nach 1975 geborenen Frauen, die einen Beruf und Kinder haben, sich aber ständig darüber beschwerten, wie

schwer es ist, die richtige »Balance« zu finden. Die stolz darauf sind, dass sie nicht kochen können, als wäre es ein feministisches Statement, die Ernährung eines Kindes zu vernachlässigen, und die lieber andere Frauen dafür bezahlen, ihre Putzhilfen und Kindermädchen und Assistentinnen zu sein. Und die es trotz all dieser Unterstützung nicht hinkriegen, dass sich ihre Kinder in der Öffentlichkeit manierlich benehmen, während Frauen wie sie selbst immer alles allein geschafft haben. *Nutzlos*, denkt sie. Sie blickt zu Gideon, der mit den Beinen schlenkert und etwas Unverständliches brüllt, und denkt, *vermutlich hyperaktiv oder transgender oder allergisch auf Nüsse wie alle Kinder heutzutage*.

Emma spürt Mrs Worths Blick, sie schaut hoch. Es gibt einen kurzen Augenkontakt, der 31 Hundertstelsekunden dauert. *Alte Schreckschraube*, denkt Emma, die das missbilligende Starren boshafter alter Frauen nur allzu gut kennt.

Unfähiges Frauenzimmer, denkt Mrs Worth und schnaubt voller Befriedigung, dass sie Emma ihre Missbilligung hat spüren lassen. Würden mehr Menschen bestimmte Dinge deutlich missbilligen – soziale Medien, Selbstbedienungskassen im Supermarkt, Vegetarier, übergewichtige Kinder, diese unmöglichen Leggings, die die Frauen hier alle tragen –, wäre die Welt für Mrs Worth ein angenehmerer Ort. Aber sie liegt richtig mit ihrer Einschätzung, Gideon ist tatsächlich allergisch gegen Nüsse.

Mrs Worth wendet ihre Aufmerksamkeit von Emma ab und beobachtet stattdessen einen kleinen Vogel, der gerade auf dem Bahnsteig landet. Während sie an ihrer Zigarette zieht, hält sie nach dem Zug Ausschau. Sie blickt auf

die Uhr, er wird jeden Moment einfahren und sie nach London zu ihren Enkeln bringen. Als sie sie das letzte Mal gesehen hat, war der Kleine vier und der Große sechs. Der Kleine ist mittlerweile neun und der Große elf, und vermutlich werden sie sich kaum noch an sie erinnern, vielleicht überhaupt nicht. Und wer weiß, was ihre Schwiegertochter den beiden in den letzten fünf Jahren alles eingeredet hat. Doch es sind die Söhne ihres Sohnes, und die Einladung zur Beerdigung ihrer Schwiegertochter fühlte sich wie ein Schritt in die richtige Richtung an. Für sie alle. Vor allem für ihre Schwiegertochter.

Und plötzlich liegt Mrs Worth auf dem Betonboden des Bahnsteigs. Sie versucht zu begreifen, was gerade vor sich geht, aber sie ist zu benommen. Sie weiß nicht, warum sie dort liegt. Die anderen schon.

Um 7:02 Uhr und 13 Sekunden haben sie gehört, wie Emma »Gideon!« rief. Sie sahen Mutter und Sohn um das Handy rangeln, der Junge umklammerte erst das Handgelenk seiner Mutter, dann schlug er ihren Arm weg, und das Handy flog in erstaunlich hohem Bogen aus Emmas Hand und sauste haarscharf an Mrs Worths Kopf vorbei, die vor Überraschung das Gleichgewicht verlor. Das Telefon schlitterte über die Bahnsteigkante auf die Schienen, und Mrs Worth stürzte zu Boden. Das Nikotin, die Kälte, das fehlende Frühstück, ihre Nerven und ihr fortgeschrittenes Alter – Mrs Worth wird dieses Jahr 78 – haben einen Herzinfarkt ausgelöst. Sie spürt einen plötzlichen stechenden Schmerz in der Brust, der über den Kiefer in den Arm schießt.

Aus ihrer Position bekommt Mrs Worth nicht mit, dass die anderen über die Bahnsteigkante gebeugt nach dem

Handy Ausschau halten; sie sieht nicht, dass Emma zur Kante rennt und Gideon zur Treppe. Sie hört nicht, dass Emma »Verdammt noch mal!« ruft.

Sie nimmt bloß das bordeauxrote, nadelgestreifte Hosenbein des Unbekannten wahr, der neben ihr kniet. Die braune Haut der Hand, die er ihr reicht – eine Erinnerung an eine andere Hand, die sich ihr vor langer Zeit helfend entgegenstreckte –, und dann sieht sie ihn an.

»Hallo«, sagt der Unbekannte. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

Trotz ihrer Verwirrtheit gelingt es Mrs Worth, eine Antwort zu geben, die ihrer würdig ist. »Selbstverständlich ist alles in Ordnung, was soll denn sein«, antwortet sie, auch wenn sie denkt, dass sie vermutlich gerade einen Herzinfarkt hat, was sie extrem lästig findet.

»Okay«, erwidert er unsicher. »Sind Sie allein hier?«

»Kenne ich Sie?«, fragt sie in einem Ton zurück, der ihm das Gefühl gibt, ihr zu nahe getreten zu sein.

»Ähm, nein, Verzeihung. Meinen Sie, Sie können aufstehen? Aber vielleicht stehen Sie besser nicht auf. Sind Sie mit dem Kopf aufgeschlagen?« Er schaut sie an, dann blickt er zu der digitalen Anzeigetafel. *Vier Minuten*, denkt er.

»Ich muss dorthin. Ich muss es unbedingt rechtzeitig schaffen.« Mrs Worth bringt die Worte nur mit Mühe heraus; eine Faust presst ihr Herz immer fester zusammen und lässt es nicht mehr los.

»Äh, ja, klar. Aber zuerst müssen wir sicherstellen, dass alles mit Ihnen in Ordnung ist. Gibt es jemanden, den ich für Sie anrufen kann? Haben Sie ein Handy dabei?«

Der barmherzige Samariter ist Sonny, ein junger Mann von 27 Jahren. Er ist in diesem wohlhabenden Londoner

Vorort aufgewachsen und hat ganz in der Nähe eine Privatschule besucht. Seit er von der Uni abgegangen ist, wohnt er wieder hier, um Geld zu sparen und die nächsten Schritte seines Lebens zu planen. Allerdings ist es schon fast sechs Jahre her, dass er wieder zu Hause eingezogen ist, und eigentlich müsste er inzwischen mehr vorzuweisen haben. Doch es sind ein paar Dinge dazwischengekommen. Wie üblich.

Sonny macht immer einen hervorragenden ersten Eindruck. Mit seiner gewinnenden Ausstrahlung findet man ihn sofort sympathisch. Er ist groß und hat die schlanke, athletische Gestalt eines Läufers, außerdem sieht er gut aus und besitzt ein ausgeprägtes Stilgefühl. Er verlässt sich auf sein Aussehen, seine Kleidung, seine Gesichtszüge, die sich ethnisch schwer einordnen lassen, benutzt all das als eine Art Taschenspielertrick, der die Leute in die Irre führt. Wenn man Sonny kennenlernt, gibt es so viel zu betrachten – sein Gesicht, seine Augen, seine Art –, dass andere Menschen ihn häufig gar nicht wirklich sehen. Er weiß das, und so ist es ihm am liebsten.

Sein Outfit an diesem Morgen ist typisch Sonny. Ein bordeauxfarbener Nadelstreifenanzug mit schmaler Schlaghose. Als Schutz gegen die Kälte trägt er nicht etwa einen Mantel, sondern einen riesigen grob gestrickten weinrot-orangefarbenen Poncho, der überhaupt nicht zu einem Anzug passt – es sei denn, Sonny trägt ihn.

Der Saum seiner Hose endet knapp über den Knöcheln und lenkt die Aufmerksamkeit auf die weißen Lacklederschuhe, die er trotz des kalten Tages ohne Socken trägt. Ein schwarzes Hemd und eine schmale schwarze Satinkrawatte vervollständigen seine Aufmachung. Seine Nägel

sind sorgfältig manikürt und weiß lackiert. Die Maniküre hat eigentlich etwas Feminines, doch sie lässt Sonnys Hände unerwartet männlich wirken, genau wie der Anzug, den er in der Damenabteilung seines bevorzugten Secondhandladens gefunden hat. An den Seiten sind seine Haare kurz geschoren, und wenn er seriös wirken will, bindet er die kupferbraunen lockigen Deckhaare mit den blondierten Strähnen manchmal zurück, doch heute trägt er sie als lockeren Dutt; ein, zwei Locken fallen charmant über das linke Auge, das braun ist. Es lenkt die Aufmerksamkeit auf sein rechtes Auge, das grün ist.

Seine grünäugige Mutter behauptete, das grüne Auge stamme von ihrem kolumbianischen Vater und das braune von ihrer jamaikanischen Mutter. Obwohl beide schon tot waren, seien sie aus Liebe zu ihm zurückgekehrt, um die Welt mit den Augen ihres Enkelsohnes zu sehen. Sonnys blasser, sommersprossiger, kupferhaariger, blauäugiger schottischer Vater, dem seine Schwiegereltern nie über den Weg getraut hatten, behauptete hingegen, die verschiedenfarbigen Augen seines Sohnes seien auf den Alkohol zurückzuführen, den Sonnys Mutter in der Schwangerschaft getrunken habe, aber darüber lachten die Leute nur, weil sie wussten, dass eine Frau wie sie das niemals tun würde.

Wären Sie mit ihm befreundet, würden Sie zu einer anderen Freundin »typisch Sonny« sagen, und Sie würden beide lächelnd den Kopf schütteln und wissen, was gemeint ist: dass nur er sich ein solches Outfit erlauben kann. Sie sind – und waren immer – ein wenig in ihn verliebt, trotzdem erklären Sie Ihren Freundinnen, dass Sie nie etwas mit ihm anfangen würden, weil er zwar aaaaabsolut

umwerfend ist, aber jede Menge PROBLEME hat. Wenn Sie ehrlich zu sich sind, wissen Sie allerdings, dass Sie nur deswegen nichts mit ihm angefangen haben, weil er sich nie auch nur im Geringsten für Sie interessiert hat. Jedenfalls nicht auf diese Weise. Oh, denken Sie sehnsüchtig und im Geheimen, würde er Interesse zeigen, wären Sie definitiv diejenige, die ihn retten könnte. *Definitiv*.

Außer, dass Sie es eben *nicht* könnten, denn eines seiner Probleme sind 32 000 Pfund Schulden aufgrund seiner Online-Spielsucht, von der selbst seine engsten Freunde nichts ahnen. Seine Freundin – die nicht so gut aussieht wie er, was Sie und die anderen Frauen ärgerlich finden, weil Sie alle hübscher sind als sie – weiß über seine Spielsucht Bescheid. Aber sie weiß nicht, dass er heute auf diesem Bahnhof ist.

Er hat das ganze Geld aus seinem Treuhandfonds verspielt und die Vintage-Rolux verkauft, die ihm sein kolumbianischer Großvater vererbt hat und der er jeden Tag nachtrauert, weil kein anderer Gegenstand, den er besaß, so viel Bedeutung für ihn hatte. Und die 32 000 wären auch nur noch 27 000, wenn er wie geplant angefangen hätte, sie abzustottern, und nicht die Hälfte des Geldes, das er für die Uhr bekommen hat, auf seiner bevorzugten Pokerseite verzockt hätte.

Er müsste bloß einen besseren Job finden und mehr verdienen, dann könnte er anfangen, die Schulden zurückzahlen, und einen Schlusstrich ziehen. Oder er könnte zwei Jobs annehmen und die Schulden noch schneller abbezahlen. Oder er könnte jetzt ein Spiel machen, man weiß schließlich nie, vielleicht würde er gewinnen, er könnte genug gewinnen, damit das alles aufhört. Oder es

könnte jetzt ein Ende haben, an diesem Morgen, und er könnte seinen Plan durchziehen und einfach zur Bahnsteigkante gehen, genau hier, und sich dann, was für eine Erleichterung das wäre, im richtigen Moment, zur richtigen Zeit vor den –

»He, das kannst du nicht machen!« Die Stimme des Geschäftsmannes unterbricht plötzlich Sonnys Gespräch mit Mrs Worth und seinen permanenten inneren Monolog über die Schulden, die Schulden, die Schulden, der durch all seine Gedanken und Taten fließt.

Emma schreit: »Wart's ab!«, und springt ins Gleisbett; von Adrenalin und Wut und Frustration überwältigt, bekommt sie kaum mit, dass ihr Sohn sie nachhafft: »Wart's ab, wart's ab!«

»He!«, ruft der Geschäftsmann noch einmal, als er hinter Emma auf die Schienen springt.

Vielleicht ist es allmählich an der Zeit, ihn ordentlich vorzustellen. Sein Name ist Liam. Er ist groß und massig, auf konventionelle Art gut aussehend, und in jedem Raum, den er betritt, das Alphamännchen. Er benutzt exakt etwas zu viel teures Eau de Cologne. Dank seines mediterranen Teints wirkt er auch im sonnenlosen englischen Winter immer sonnengebräunt. Sein Lächeln, durch die leichte Lücke zwischen den Vorderzähnen charmant unvollkommen, ist ein kleines Geschenk, das er Frauen macht. Wenn sie es verdient haben.

Er ist Mitte fünfzig, doch das Alter hat ihn bloß attraktiver gemacht und seinem kurz getrimmten Bart hier und da etwas Grau und Klasse hinzugefügt. Da es selbst Liam nicht möglich ist, weiterhin Haare an Stellen wachsen zu lassen, an denen sich die Natur dagegen entschied, hat er

den Haarverlust zu seinem Vorteil genutzt und sich den Kopf rasiert. Er ist auf robuste Weise attraktiv, seine Glatze trägt er als Zeichen von Männlichkeit – als hätten seine Haare schlicht vor seiner Potenz kapituliert und seine Kopfhaut als glänzendes Symbol seiner Vitalität hinterlassen.

Liam steht jeden Morgen um fünf Uhr auf, um zu joggen und im sehr teuer ausgebauten Sportraum im Keller seiner riesigen Vorstadtvilla zu trainieren, und man sieht es ihm an. Bauchansatz in den mittleren Jahren? Nicht bei ihm. Er hat die Bauchmuskeln eines wesentlich jüngeren Mannes. Und das Bankkonto eines sehr reichen.

Normalerweise fährt Liam mit dem Auto in sein Londoner Büro. Am Bahnhof ist er heute nur, weil er hoffte, Emma dort zu erwischen. Er hasst es, den Zug mit all den traurigen, gewöhnlichen Menschen darin zu nehmen; er wird nur ungern an jene Zeit erinnert, als er selbst noch gewöhnlich war – auch wenn er sich bei Geschäftsterminen mit Vorliebe als einfacher Mann inszeniert. Es ist eine nützliche Methode, um im Wohlstand aufgewachsenen Männern ein unbehagliches Gefühl zu vermitteln und Respekt einzufordern. Vor allem im derzeitigen Klima. Deshalb betont Liam bei Männern, die gebildeter und aus besserer Familie sind als er, nach wie vor gern mal seine Unterschichts-Redeweise. Er weiß, dass es ihnen einen Stich versetzt, wenn er ihnen auf diese Weise seine bescheidenen Anfänge in Erinnerung ruft, während seine italienischen Maßschuhe zugleich deutlich machen, dass er reicher ist als sie.

Falls er überlebt und es zu seinem Meeting schafft, wird Liam heute in die Geschäftsidee zweier junger Leute inves-

tieren, deren Generation Menschen in Liams Alter wenig Respekt entgegenbringt, weil sie übersensibel, egozentrisch und politisch selbstgerecht ist. Doch diese zwei werden da ein großes Ding ins Rollen bringen, das fühlt er. Und wenn er recht behält, was gewöhnlich der Fall ist, eines von globaler Bedeutung. Wenn er Emma dazu bringen kann, seinen Bruder an Bord zu holen, wären alle seine Probleme gelöst.

Es wäre also wirklich eine bedauerliche Sache, wenn Liam stürbe, bevor er die heutige Investition tätigen kann. Vielleicht sogar noch bedauerlicher, als wenn Gideon, das Kind, stürbe. Gideon besitzt schließlich nichts, was er investieren kann. Ebenso wenig wie Emma, die hoch verschuldet ist, weil sie ihr ganzes Geld in Gideon gesteckt hat. Das weiß Liam. Deshalb folgt er ihr auf die Schienen.

Und nun nehmen Sie sich einen Moment Zeit.

Vergegenwärtigen Sie sich, wo sich die fünf Personen befinden.

Das Kind, die Mutter, der Geschäftsmann, die alte Frau, der Spieler.

Achten Sie darauf, in welcher Beziehung die fünf zueinander stehen.

Achten Sie darauf, wie sie zu sich selbst stehen.

Dann wenden Sie sich den anderen zu, den Leuten, die Zeugen der Vorfälle an diesem Morgen werden. Aber bitte machen Sie schnell. Wir haben nicht viel Zeit.

In der Mitte des Bahnsteigs stehen ein Pendler und eine Pendlerin mittleren Alters, der Mittelschicht angehörend und im mittleren Management arbeitend, leicht verkatert vom gestrigen Rotwein mittlerer Preisklasse und mittlerer Qualität mitten in der Woche.

Der Pendler, den wir aus Gründen, die sich bald zeigen werden, *Rückenproblem* nennen wollen, ist müde vom Training für einen Wohltätigkeits-Viertelmarathon. Man hat ihn genötigt, sich dafür anzumelden; da er noch keine Spenden eingeworben hat, wird er am Ende einfach selbst 500 Pfund spenden, um seine Ruhe zu haben.

Die Pendlerin, nennen wir sie *To-do-Liste*, versucht, vor Einfahrt des Zuges noch schnell auf dem Handy ihre Lebensmittel zu bestellen. Da sie ihre Lesebrille vergessen hat, kann sie das Display jedoch nur schemenhaft erkennen und bestellt Royal-Gala-Äpfel statt Pink Lady.

Wenn ihre Lebensmittel morgen geliefert werden, wird To-do-Liste mit dem Zusteller streiten und behaupten: »Die habe ich nicht bestellt.« Er wird ihr auf seinem Mobilgerät zeigen, dass sie definitiv Royal Galas bestellt hat, aber sie wird trotz eindeutiger Beweise darauf beharren, dass das nicht sein kann. To-do-Liste lässt ihre problematischen Emotionen häufig an den Falschen aus, und der Supermarktzusteller wird es am heftigsten zu spüren bekommen, dass sie am Vortag auf dem Bahnhof Zeugin eines Todesfalls geworden ist. Er ahnt nicht, dass die Royal Galas für ihre neue Überzeugung von der Nutzlosigkeit ihres Daseins stehen.

Aber das ist morgen. An einem Tag wie heute würde nun normalerweise eine Beschreibung folgen, wie Rückenproblem und To-do-Liste aussehen. Pointierte Beobachtungen zu ihrem Kleidungsstil und ihren dünner werdenden Haaren. Zur matronenhaften Oberweite von To-do-Liste beispielsweise. Oder zum Schmerbauch von Rückenproblem und zu den kleinen Haarbüscheln in seinen Ohren, die auf eine in den letzten Zügen liegende Ehe

schließen lassen. Seiner Frau sind sie nicht aufgefallen, weil sie ihn entweder nicht mehr wahrnimmt und/oder nicht länger die Kraft aufbringt, das Thema Ohrenhaare so taktvoll anzusprechen, dass es nicht den letzten Nagel in den Sarg ihrer Ehe treibt. Es gibt zahlreiche andere alltägliche, aber schmerzliche Details, die wir im Leben dieser Durchschnittspendler betrachten könnten, aber dazu fehlt uns die Zeit. Gehen wir einfach davon aus, dass Sie sie früher schon einmal gesehen haben, auf einem anderen Bahnsteig in einem anderen Vorort, gebeugt unter Taschen und Mänteln und unerreichten Zielen und unwirklichten Träumen.

Vielleicht sehen Sie beim Warten auf Ihren Zug gerade einen von ihnen. Oder vielleicht vermeiden Sie den Blick auf die unziemlichen Ohrenhaare oder die Matronenoberweite bei der Person neben sich, indem Sie den Kopf in dieses Buch hier stecken, das Sie auf dem Weg zur Arbeit für Ihren Buchclub lesen. Und fragen sich, warum Sie die Lektüre immer erst auf den letzten Drücker schaffen.

Emma und Liam brüllen sich an, doch Rückenproblem und To-do-Liste können nicht verstehen, was sie sagen. Die beiden blicken kurz von ihren Handys auf, verdrehen unauffällig die Augen und stoßen einen entnervten Seufzer aus. Sie überlegen, welche Rolle sie gegebenenfalls in dieser Situation spielen werden.

Da Rückenproblem weiß, dass es nie ratsam ist, sich einzumischen, wenn sich andere in der Öffentlichkeit danebenbenehmen, blickt er wieder auf sein Telefon.

To-do-Liste hingegen ist angespannt. Hat sie normalen oder fettfreien griechischen Joghurt in ihren Warenkorb gelegt? Sobald sie im Büro ist, muss sie die Bestellung noch

einmal überprüfen. Dann wendet sie ihre Aufmerksamkeit der Auseinandersetzung zu.

Das ist nicht gut, denkt sie, als sie Gideon neben der Treppe herumhüpfen sieht, während Emma und Liam auf den Schienen stehen und Mrs Worth nach wie vor auf dem Boden liegt. *Jemand sollte etwas unternehmen*, denkt sie. Sie zieht ihr Telefon heraus und nimmt eine Sprachnachricht für sich selbst auf: »Schienbeinschutz für Archie bestellen.«

Es gibt noch einen weiteren Zeugen hier im Bahnhof, einen jungen Mann, der gerade die Treppe herunterkommt. Es ist ein privater Krankenpfleger, der endlich seine Nachtschicht in einem der alten, großen, unrenovierten Häuser dieser Gegend hinter sich hat, die hohe, aber bröckelnde Decken haben, während sich in den schönen Zimmern die Brokattapeten ablösen. Einst haben dort wichtige Männer in Abendanzügen und Samtpantoffeln Zigarren geraucht, doch nun beherbergen sie nur noch die vergessenen alten Hausbesitzer, die die Stille des Todes zugleich fürchten und herbeisehnen.

Der junge Mann, den wir *Medizinstudent* nennen wollen, ist erst vor Kurzem in dieses Land gekommen. Er hat seine Heimat in Ostafrika verlassen, um in einem osteuropäischen Land Medizin zu studieren, doch der egomanische Krieg eines menschenmordenden Diktators hat seine Ausbildung unterbrochen.

Er ist mit einem Studentenvisum nach Großbritannien eingereist und wollte eigentlich noch einmal von vorn anfangen. Doch da er mehr als die erlaubten zwanzig Stunden arbeiten muss, um seine Studiengebühren und seinen Unterhalt zu bestreiten, bleibt ihm nur wenig Zeit für sein

Studium. Er übernimmt deshalb Nachtschichten, bei denen er seine Leseliste abarbeitet und von Zeit zu Zeit nachsieht, ob die alten reichen Leute noch atmen. Medizinstudent ist müde, wird jedoch gleich aktiv werden. Unglücklicherweise wird er ein wenig zu spät kommen. Vielleicht wird er aber auch, je nachdem, wie es läuft, genau zur rechten Zeit da sein.

Gerade geht er die letzten Stufen zum Bahnsteig hinunter und sieht sich an, was dort vor sich geht. Während er nach jemandem Ausschau hält, mit dem er Augenkontakt aufnehmen und ungläubig über Emma und das unbegreifliche Verhalten blasser englischer Frauen lachen kann, entdeckt er Mrs Worth auf dem Boden. Er rennt zu ihr.

Dies sind die Zeugen.

Und nun beobachten Sie Gideon – weint er, oder ist das Gelächter? Es ist schwer zu sagen. Er hat die Arme um den Oberkörper geschlungen und gibt ein Flugzeuggeräusch von sich, während er im Kreis rennt. »Wart's ab!«, öffnet er seine Mutter nach, dann setzt er sich auf die Bahnsteigkante, lässt die Beine hinunterbaumeln und verschränkt die Arme.

»Bleib, wo du bist!«, ruft ihm Emma zu.

Liam schreit Emma an: »Bist du verrückt?«

Rückenproblem wirft ihnen einen Blick zu und denkt, *da mische ich mich lieber nicht ein*. Er sieht auf die Anzeigetafel. Es ist 7:02 Uhr. Er hofft, dass Emma und Liam bald fertig sind, er muss ins Büro. Doch er schreibt seinem Assistenten, dass er vielleicht zu spät kommt.

Verrückte auf dem Gleis. Hoffentlich keine Verspätung. Melde mich.

»Komm schon, sei vernünftig«, sagt Liam und geht langsam auf Emma zu, das Handy liegt zwischen ihnen auf dem Gleis. Liams Arme sind angespannt, seine Knie leicht gebeugt, er nähert sich ihr bedächtig, als wäre sie ein wildes Tier oder eine Geiselnnehmerin oder kurz davor, von einer Klippe zu springen.

Aber Emma ist eine Mutter, die auf den Schienen steht. Und sie hat die Nase voll.

Beide stürzen sich auf das Telefon, doch Liam ist schneller als Emma, schnappt es sich und hält es über ihren Kopf, sodass sie es nicht erreichen kann, während er einen Schritt nach hinten, zum Bahnsteig, macht.

»Vorsicht, die Stromschiene!«, warnt er sie.

»Was soll das?« Sie zerrt an seiner Jacke und springt hoch, um seinen Arm zu packen.

Er wehrt sie problemlos mit der anderen Hand ab. »Ich will bloß mit dir reden.«

Während To-do-Liste sie beobachtet, spürt sie einen Druck im Magen, der sich noch schlimmer anfühlt als ihre kneifende Miederhose. Sie weiß, dass ein Unglück geschehen wird. Während sie auf der Suche nach Bahnhofspersonal die Treppe hinaufklettert, zeichnet sie eine weitere Sprachnotiz auf: »Fensterputzer anrufen.«

»Ich versuche ja, zu tun, was du willst, also lass mich in Ruhe!«, ruft Emma wutentbrannt und schubst Liam.

»Denk an den Jungen«, sagt Liam eindringlich und deutet auf Gideon.

Emma antwortet etwas darauf, aber jeder der Anwesenden hört etwas anderes, je nachdem, wie sich ihrer Ansicht nach Frauen – Mütter – benehmen sollten. Wir können uns allerdings nicht mit jeder einzelnen Interpretation

eingehend befassen, da die Uhr tickt und der Zug gerade in die Station vor dieser eingefahren ist und die Türen geöffnet hat. Bald wird er hier sein. Es gibt noch viel zu erledigen vor dem Todesfall.

Kurz zusammengefasst hört Sonny Emma sagen: »Spiel nicht den Helden, versuch nicht, mich reinzulegen.«

Mrs Worth hört: »Ich kann ihn nicht ändern, versuch nicht, mich zu retten.«

Rückenproblem hört: »Ich will dich, wie du bist, versuch nicht, dich zu ändern.« Er ist kurz abgelenkt, weil er sich daran erinnert, wie er im letzten Urlaub mit seiner Frau zu Billy Joels *Just the Way You Are* getanzt hat.

In diesem Moment, um 7:02 Uhr und 43 Sekunden, kreischt Gideon: »Mama!« Er streckt die Arme aus, sein Blick ist auf Liams Hinterkopf und das in der Luft schwebende Telefon seiner Mutter gerichtet.

»Das gehört Mama!«, schreit Gideon, als er, elf Sekunden vor 7:03 Uhr, vom Bahnsteig auf Liams Rücken springt.

Wenn Menschen etwas Schreckliches erleben, erklären sie häufig, dass es blitzschnell, aus heiterem Himmel, von einem Augenblick auf den anderen passiert sei. Doch ein Augenblick kann sehr lang sein.

»Das gehört Mama!« Gideon versucht, nach dem Telefon zu greifen, während er die Beine um die Taille des verdutzten Liam schlingt, seine Kinderfinger in Liams Hemdkragen bohrt und ihm den Hals zerkratzt. Er zerrt mit überraschender Kraft an Liams Arm.

Was Emma als Nächstes sagt, hört niemand. »Er nennt mich sonst nie Mama.«

»Dumm gelaufen, jetzt gehört es Daddy!«, spottet Liam

und schwenkt das Telefon neckend in der Luft, während das Kind auf seinem Rücken wild um sich schlägt.

»Du Bastard!«, schreit Emma.

»Bastardo!«, ruft Gideon mit italienischem Akzent, den Grund dafür kennt nur er.

»Das sagt der Richtige«, erwidert Liam, und da beißt Gideon ihn in den Hals.

»Fester!«, ruft Emma ihrem Sohn zu, und Liam lässt das Telefon fallen.

Eine Station weiter, um 7:03 Uhr und neun Sekunden, steigen die Fahrgäste ein, die Zugtüren schließen sich. Und der Zugführer löst die Bremse.